Scheidewege

Vierteljahresschrift für skeptisches Denken

Begründet von
Friedrich Georg Jünger und Max Himmelheber
Klett-Cotta Stuttgart

Sonderdruck

aus Heft 3, Jahrgang 11, 1981

Inhalt

Janne Günter

Mündliche Geschichtsschreibung

Alte Menschen im Ruhrgebiet erzählen erlebte Geschichte

1. Oral History – notwendige Ergänzung zur Geschichtsschreibung

Seit sechs Jahren wohne ich mit meiner Familie in einer Bergarbeitersiedlung im Ruhrgebiet. Bei Gesprächen mit alten Leuten fiel uns immer wieder auf, welcher Fundus an Erfahrungen, an Erlebnissen, an gelebter Geschichte in ihren Erzählungen gesammelt ist.

Die Wissenschaft hat lange Zeit mündliche Erzählungen als historische Quelle entweder völlig ausgeschlossen oder nur mit großen Vorbehalten gelten lassen. „Die große Masse der Menschen, die die Geschichte gemacht, erfahren und erlitten hat, wurde von den Geschichtsschreibern so gut wie niemals befragt. Sie blieb daher weitgehend aus der Geschichtsschreibung ausgeschlossen" (Roland Günter, 1979, S. 188).

In den letzten Jahren gewinnt nun Oral History (mündliche Geschichtsschreibung) zunehmend – wenn auch immer noch zögernd genug – an Bedeutung. (Vgl. hierzu: Lutz Niethammer [Hg.], Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History". Frankfurt a. M. 1980.)

Es wächst das Gespür dafür, daß Geschichte nicht hinreichend dargestellt wird, wenn Menschen in ihr nur als statistische Größen auftreten und nicht als Personen mit spezifischer Betroffenheit, mit Gefühlen und subjektiven Erfahrungen. „Die Biografie ‚kleiner Leute' verschwindet allzu oft stumm hinter ‚repräsentativen' Statistiken, nackten sozialgeschichtlichen Daten, wenn da keiner ist, der fragt. Oral History ist deshalb ein eminent aktiver Forschungsprozeß und ein aufwendiges, kostspieliges und zeitraubendes Verfahren dazu. Forschende Arbeit vollzieht sich nicht mehr nur vom Schreibtisch aus oder im abgeschiedenen Arbeitsraum der Archive." (Lothar Steinbock, in: Lutz Niethammer [Hg.], 1980, S. 319.)

Oral History trägt zur Ergänzung, wenn nicht gar zur Korrektur der Geschichtsschreibung von oben bei.

In den Arbeitersiedlungen des Ruhrgebietes trifft man noch einige wenige Siebzig- bis Achtzigjährige. Wenn sie erzählen, tut sich ein Buch auf; denn meist wissen sie nicht nur aus ihrer eigenen Kindheit, Jugend und dem frühen Erwachsenendasein in den zwanziger und dreißiger Jahren zu berichten. Da die Menschen früher viel erzählten und ihre Erzählungen oft wiederholten, haben sie auch noch erstaunlich detailreiche Kenntnisse von den Umständen, unter denen ihre Eltern oder sie selbst als Kinder in den östlichen Provinzen lebten, bevor sie ins Ruhrgebiet kamen. Wir haben also in diesen Siebzig- und Achtzigjährigen Menschen vor uns, die authentisch über die Lebens- und Arbeitsbedingungen in zwei ganz unterschiedlichen Bereichen berichten können. Das ist gesammelte, komplexe, hautnahe Erfahrung. In dem Projekt „Lebensverhältnisse und Lebenspraxis im Ruhrgebiet in den zwanziger Jahren" haben wir begonnen, dieses Material zu sammeln.

2. *Zur Methodik des Projektes „Lebensverhältnisse und Lebenspraxis im Ruhrgebiet in den zwanziger Jahren"*

Die Menschen, die im Zusammenhang dieses Projektes interviewt wurden, waren uns meist seit langem bekannt. Sie hatten daher nicht das Gefühl, von Forschern „ausgefragt" zu werden. Es entstand eher eine „natürliche Gesprächssituation" in der der Interviewer locker Fragen stellte und der Gesprächspartner dann meist lange und zusammenhängend erzählte. Die Arbeit erfolgte in drei Schritten:

1. *Sammlung der „Geschichten"* (durch Interviews, deren Festhalten auf Tonband und Abschreiben in Form von Tonbandprotokollen)
2. *Kategorisierung* (Einordnen unter Stichworten bzw. Kapiteln)
3. *Zusammenfassung und Interpretation*

Die *Rahmenbedingungen* der Untersuchung sind durch folgende Faktoren bestimmt:

A. Die *Schichtzugehörigkeit* ist die der sogenannten Unterschicht. Befragt wurden *Bergarbeiter* und *Hüttenarbeiter.* Sie stellen mit ihren Familien nicht nur prozentual den höchsten Anteil der Ruhrgebietsbewohner, sondern sie sind es auch, die diese Landschaft vom Beginn der Industrialisierung bis heute am nachhaltigsten geprägt haben.

B. *Örtlich eingegrenzt* ist die Befragung auf das *Ruhrgebiet,* also den Raum,

in dem die Industrialisierung in Deutschland ihren Höhepunkt erlebte und der bis heute die Landschaft der „Malocher“ geblieben ist.

C. *Zeitlich bestimmt* sind die Berichte im wesentlichen durch die *zwanziger Jahre.* In Einzelfällen wird von den Erzählern auch der Erste Weltkrieg mit einbezogen und auf Ereignisse zu Beginn der dreißiger Jahre hingewiesen. Außerdem wurden Vorerfahrungen aus früheren Zeiten in den Herkunftsländern (östliche Provinzen) an den Anfang gestellt, um Kontinuität bzw. Veränderungen in den Lebensgewohnheiten und Einstellungen ins Blickfeld zu rücken.

D. Erzähler sind in diesem Projekt überwiegend *Männer.* Durch die starke Betonung des Faktors Arbeit sollen Zusammenhänge zwischen Arbeitsverhältnissen und Lebenspraxis sichtbar gemacht werden. Andererseits wird auch deutlich, daß eine mit anderen Schwerpunkten versehene und noch ausführlichere Darstellung des Alltagslebens einer notwendigen Ergänzung durch die Berichte von *Frauen* bedarf. Sie soll in einer anschließenden Arbeit erfolgen.

E. Es bleibt die Frage nach der *persönlichen Biografie* und den spezifischen Sozialisationsbedingungen des einzelnen. Mit anderen Worten: Spiegeln die Berichte eher individuelle subjektive Erfahrungen und schränken sie damit die Übertragbarkeit ein? – oder: Sind es vorwiegend kollektive Erfahrungen, die sich in den Berichten wiederfinden? Diese Frage läßt sich so alternativ überhaupt nicht stellen. Wir müssen immer davon ausgehen, daß wir es bei dem Erfahrungsstand eines jeden einzelnen mit einem Gemisch zu tun haben, das zugleich von den allgemeinen Zeitumständen (den Verhältnissen) und von der spezifischen Biografie geprägt ist. Das kann man nicht auseinanderdividieren. Es geht um „Schnittlinien zwischen individueller Biographie und kollektiver Geschichte“. Aus diesem Grunde „... ist es für die Interviewgestaltung unabdingbar, die Gespräche mit alten Menschen auf die von ihnen selbst für bedeutsam gehaltenen Erfahrungen und Schlüsselerlebnisse zu konzentrieren. Dieses Verfahrensziel entspricht der besonderen Qualität lebensgeschichtlicher, im Gespräch überlieferter Mitteilungen, die subjektive Erinnerung kennzeichnet: das Gedächtnis bewahrt in erster Linie lebensgeschichtliche Schlüsselerfahrungen auf, und nur aus diesem Blickwinkel lassen sich die Schnittlinien zwischen individueller Biographie und kollektiver Geschichte erkennen.“ (Lothar Steinbach, in: Lutz Niethammer [Hg.], 1980, S. 300/301.)

Der älteste Gesprächspartner war 99 Jahre alt, als er interviewt wurde. Anton Stoike erzählt noch aus eigener Erinnerung von seinem Leben als Junge

und Jugendlicher in Westpreußen. Auch Franz Rehberg war der erste seiner Generation, der ins Ruhrgebiet übersiedelte. Die anderen kennen die Lebensbedingungen in den östlichen Gebieten von den Berichten ihrer Eltern oder von späteren Aufenthalten. So war Willi Wittke während des Ersten Weltkrieges drei Jahre lang in Ostpreußen.

Außer Anton Stoike (geb. 1881) und Franz Rehberg (geb. 1898) wurden die Erzähler im ersten oder Anfang des 2. Jahrzehnts im Ruhrgebiet geboren: Paul Andress 1903, Paul Herold 1904, Willi Wittke 1905, Jan Kryniwicki 1906, Stefan Lichtrauter 1906 und Johann Grohnke 1913. Karl Andress ist der Sohn von Paul Andress. Er war beim Interview seines Vaters dabei. Da sich seine Stellungnahme unmittelbar auf das beziehen, was Paul Andress berichtet, wurden sie zur Ergänzung mit in den Text einbezogen.

Die Arbeit ist nicht abgeschlossen. Sie versteht sich als ein „offenes Projekt". Korrektur, Ergänzung, Vertiefung erfolgten und erfolgen auf mehrfache Weise:

1. Die kategorisierten und kommentierten Interviews gab ich an verschiedene alte Leute – u. a. auch an die Gesprächspartner selbst – mit der Bitte, sie zu lesen und mit Anmerkungen zu versehen. Dieses Feedback der Erzählung selbst soll in eine spätere Arbeit eingebaut werden.

2. Den Fragen, die offen geblieben sind, wird in einer anschließenden Untersuchung gezielt und vertiefend nachgegangen. Sie werden sowohl an bereits Interviewte als auch an neue Gesprächspartner gerichtet.

3. Durch Interviews mit neuen Gesprächspartnern kommen neue „Lebensgeschichten" hinzu und damit auch neue Gesichtspunkte. U. a. ist vorgesehen, in einem nächsten Schritt vor allem Frauen nach ihren spezifischen Lebensbedingungen in den zwanziger Jahren zu fragen.

3. Was erfahren wir aus den „Geschichten" der alten Leute?

3.1 Motive für die Übersiedlung ins Ruhrgebiet

Der Alltag in *den östlichen Provinzen vor der Übersiedlung ins Ruhrgebiet* war in hohem Maße bestimmt durch folgende Faktoren:

1 *Selbstversorgung in allen Bereichen des Lebens.*

„Alles, was eben ging, machten wir selber, ob klein oder groß" (Anton Stoike).

2 *Enge soziale Kontakte*, die sich weitgehend auf die *Familie* konzentrierten, und

3 *Wenig festgelegte Arbeitsverhältnisse.*

Für die Aufgabe der agrarischen Lebensweise zugunsten einer industriellen waren es offensichtlich vor allem diese Faktoren, die in einem ganzen Bündel von Motiven den Ausschlag gaben.

Zu 1: Armut sollte ausgetauscht werden gegen ein Leben mit „mehr Geld", dem Mittel, das „als Potentialität für alles" (Karl Marx) im Prinzip die Möglichkeit zu eröffnen scheint, auch Bedürfnisse zu befriedigen, die durch Selbstversorgung nicht zu erfüllen waren.

Zu 2: Lebens- und Arbeitsbedingungen im engen Familienverband (das Leben auf dem Land war nicht denkbar ohne intensive Zusammenarbeit aller Familienmitglieder, die ein dichtes Kommunikations- und Kooperationsnetz bildeten) sollten ersetzt werden durch eine „selbständige Arbeit", in die niemand „reinredete" (Anton Stoike).

Zu 3: An die Stelle einer Arbeit, die weder zeitlich, noch inhaltlich, noch was die Person anbetraf, genau definiert war, sollte mit der Arbeit im Bergbau und auf der Hütte eine spezifizierte Arbeit treten.

Mit all dem war der Anfang eines Weges beschritten, der bis heute immer weiter in Richtung Überfluß und Konsum, Anonymität und Arbeitsteilung geführt hat.

3.2 Dimensionen der Lebensgestaltung in den zwanziger Jahren

Es wurde der Anfang gelegt. Durchschlagend waren in den *zwanziger Jahren* jedoch die oben genannten Faktoren, sie erhielten nun allerdings unter veränderten Bedinungen *im Ruhrgebiet* eine andere Dimension:

1. *Selbstversorgung und Eigenaktivität*

bestimmten viele Bereiche der Lebenspraxis. Sie waren Notwendigkeiten z.T. für die Reproduktion, vor allem aber für die über die reine Reproduktion hinausgehenden Bedürfnisse, denn die ökonomischen Verhältnisse waren zwar besser als in den Herkunftsländern, aber nach wie vor vom Mangel bestimmt.

2. *Ein enges Netz sozialer Beziehungen*

Dichte soziale Beziehungen waren nicht auf die Kleinfamilien beschränkt. Sie strukturierten das gesamte Leben. Persönliche Kontakte zu Verwandten, Nachbarn und Arbeitskollegen machten das Leben „gesellig" und halfen in schwierigen Zeiten.

3. *Komplexität in Arbeits- und Lebensbereichen*
Die Arbeit in Bergbau und Hütte war gegenüber anderen industriellen Bereichen durch einen geringen Grad an Spezialisierung gekennzeichnet. Der Bergmann lernte im Laufe seiner Berufsjahre mehrere Handwerke. Er war gleichzeitig Schlosser, Elektriker, Schreiner und Maurer. Im Vergleich zum heutigen Stand war der Mechanisierungsgrad äußerst niedrig.

Im folgenden soll ausführlicher gezeigt werden, wie und in welchem Umfang die oben angeführten Faktoren die Qualität des Alltags der zwanziger Jahre bestimmten.

Zu *1.: Selbstversorgung und Eigenaktivität*
Wenn man die Lebenserinnerungen der alten Menschen betrachtet, stößt man immer wieder auf das Phänomen einer offensichtlich großen inneren Zufriedenheit trotz äußerer Verhältnisse, die eher vom Mangel als vom Überfluß bestimmt waren. Wie ist das zu verstehen?

Die *Arbeit* war hart. Paul Herold, Jan Kryniwicki, Paul Andress, sie alle berichten über fast unmenschliche Arbeitsbedingungen und Ausbeutung am Arbeitsplatz. Die Beschreibung gipfelt in den Worten von Paul Andress an seinen Sohn: „Geh lieber ins Zuchthaus, als daß du im Stahlwerk anfängst. Die Maloche machst du nicht mit."

Unfälle waren an der Tagesordnung, da beispielsweise im Bergbau die Sicherung ausschließlich zu Lasten der Bergleute selbst ging. Die Lebenserwartung war sowohl für Berg- wie für Hüttenarbeiter gegenüber anderen Berufen äußerst gering. „Wenn ein Bergmann fünfzig wurde, dann war er aber soweit."

Die *Familiensituation* war gekennzeichnet durch Wohnungsnot, große Familien, kein Anrecht auf ein eigenes Bett, geschweige denn auf ein eigenes Zimmer, geringen Lohn, so daß der Mann nach zwölf Stunden Arbeit noch gemeinsam mit seiner Frau den Garten bestellen mußte. Die Frauen arbeiteten oft (besonders in der Zeit vor und während des Ersten Weltkrieges) trotz hoher Kinderzahl außerhalb des Hauses. Haushalt und Kinderverwahrung waren dann meist Sache der ältesten Mädchen. Ab 14 gingen diese „in Stellung" (in einen anderen Haushalt oder als Serviermädchen), und die Jüngeren rückten nach.

In ungleich höherem Maße als heute bestimmte der Mangel elementare Vorgänge des Lebens.

Es ist bezeichnend, wenn Karl Andress erzählt: „Wenn man zur Großmut-

ter kam, fragte sie nicht als erstes: ‚Wie geht's deiner Mutter?' sondern: ‚Hast du Hunger?'" – „Wichtig war ja für alle, daß sie erstmal satt wurden und ein Dach über dem Kopf hatten."

Als Stefan Lichtrauter als Dreizehnjähriger aus der Schule kam und wegen seines Alters nicht sogleich im Bergbau anfangen konnte, arbeitete er ein halbes Jahr als Kuhhüter auf dem Land. „Hauptsache, ich war vom Essen weg hier! Darum ging es."

Da außer den Dingen, die für die unmittelbare Reproduktion notwenig waren, so gut wie keine Mittel vorhanden waren, mußte alles Zusätzliche auf irgendeine Weise *erkämpft* werden. Das heißt: *man mußte aktiv werden, etwas tun, bevor man etwas bekam.* So ist es nicht verwunderlich, daß bei der Übersiedlung ins Ruhrgebiet zahlreiche Formen von Selbstversorgung und Eigentätigkeit, die schon für die Herkunftsländer bezeichnend waren, in die neuen Lebensverhältnisse hinübergenommen wurden.

Anton Stoike beschreibt anschaulich, in welchem Maße die Selbstversorgung das Leben der Familie in den östlichen agrarischen Ländern bestimmte. Nahezu alles, was man zum Leben brauchte, wurde selbst hergestellt: die Kleidung (durch Weben und Nähen), die Nahrung (durch Gartenarbeit und Tierhaltung).

Die Betten wurden aus Gänsefedern gemacht, Flachs gesät, Leinen gewebt, Schafwolle verarbeitet. Die Familie war so gut wie autark. „Da wurde nichts gekauft, höchstens mal Pflanzkartoffeln ... Alles konnte man gebrauchen. Wir haben nichts verkauft; das brauchten wir alles selbst."

Es ist zu beobachten, daß sich Selbstversorgung als durchschlagendes Prinzip in den zwanziger Jahren im Ruhrgebiet auf nahezu alle Bereiche der Lebenspraxis bezieht.

Zwar wurde die *Kleidung* nicht mehr selbst gewebt, aber das Nähen (besonders von Kinderkleidung) war aus Kostengründen eine Selbstverständlichkeit. Die *Nahrungsbeschaffung* knüpfte durch Gartennutzung und Tierhaltung unmittelbar an die agrarischen Gewohnheiten an. Dabei war sie von Anfang an sowohl ökonomische Notwendigkeit (der Lohn allein machte die meist große Familie nicht satt) als auch „Glücksproduktion" (Galbraith).

Die *gesundheitliche Versorgung* war institutionell nur unzureichend abgesichert. Wenn man krank war, ging man aus Kostengründen nur in seltenen Fällen zum Arzt. Es gab zahlreiche Hausmittel, mit denen man sich half, in den meisten Siedlungen auch eine Kräuterfrau.

Hier soll nicht romantisch verklärt werden, daß oft aus blanker Not

Menschen sterben mußten, weil sie weder Arzt noch lebensnotwendige Medikamente bezahlen konnten. Aber der zunehmende Rückgriff in alternativen Lebenskreisen auf alte Hausmittel ohne Nebenwirkung, zeigt, daß das Bewußtsein dafür wächst, daß auch heute der allzu schnelle und unbedenkliche Griff zu starken Medikamenten oft keineswegs der Gesundheit dient.

Auch die wachsende Beliebtheit der Hausgeburt macht deutlich, daß Geburt und Tod und wohl auch Krankheit nicht in jedem Fall in der anonymen Institution Krankenhaus am besten aufgehoben sind, sondern daß menschliche Wärme – lange Zeit als irrelevant außer acht gelassen – einen unersetzlichen Wert für die Gesundung darstellt, und daß eine medizinisch-technologisch hochgezüchtete Vorsorgung allein keineswegs ausreicht.

Über die Grundbedürfnisse hinaus waren es zahlreiche *Dinge, die das Leben verschönerten*, indem sie es erleichterten (Beispiel: Fahrrad) oder bereicherten (Spielgegenstände, Lauben usw.), die man selbst herstellte, wenn man sie haben wollte.

Ein Fahrrad konnte sich Stefan Lichtrauter nicht leisten. „Aber ich habe mir selbst eins gebaut. Allen Schrott haben wir zusammengesucht." Zunächst fuhr man mit Rädern ohne Schläuche, die den Nachteil hatten, „wie eine Nähmaschine" zu rappeln. „Später sind wir dazu übergegangen und haben Gummischläuche, Bohrschläuche genommen, auf Zeche besorgt, haben sie drumgezogen, mit Draht verbunden und sind damit losgefahren. Gummischläuche waren zu teuer, die konnte man sich nicht leisten."

Weitere Beispiele: Da man kein Geld für ein Menschärgerdichnicht-Spiel hatte, wurde es selbst gemacht: aus Pappe, auf die man das Spiel aufmalte und aus gesammelten Steinen oder Knöpfen (Stefan Lichtrauter). „Wir haben uns manchmal selbst Fußbälle gemacht, einfach aus Stofflappen oder sogar aus Blechbüchsen" (Johann Grohnke). Lauben im Garten wurden selbst gebaut. Für die Spalierzäune stellte die Werksleitung das Holz kostenlos zur Verfügung. Gebaut haben die Bewohner sie selbst.

Auch *Beratungsfunktionen*, die heute überwiegend institutionell abgesichert sind, wurden durch persönliche Kontakte, von Mensch zu Mensch, geleistet. Nachbarn berieten sich gegenseitig in Fragen der Erziehung, der Tierhaltung, der gesamten Lebenspraxis – bis in intime Dinge des Familienlebens hinein. Das setzte allerdings ein völlig anderes Verhältnis zur Öffentlichkeit voraus, als es heute weitgehend praktiziert wird. Anstelle eines Sich-Abkapselns ins Private fand eine weit größere Öffnung nach außen statt.

„Wenn es Krach gab in der Familie, erfuhren das natürlich alle in der Nachbarschaft. Da wurde nichts geheim gehalten. Das gab's hier überhaupt nicht. Nach Feierabend und am Sonntag haben die ja immer zusammen gesessen, da wurde Musik gemacht auf der Treppe, ein Bierchen oder Schnäpschen dabei getrunken . . ." (Stefan Lichtrauter).

Selbstversorgung und Eigentätigkeit waren hervorstechende Verhaltensweisen, die auch den gesamten *Freizeit- und Unterhaltungsbereich* strukturierten.

„Es war immer irgendwo irgend etwas los. Es war so, daß die Leute sich immer irgendwie selbst unterhielten. Im Gegensatz zu heute." (Johann Grohnke)

- Nach Feierabend setzte man sich zusammen in den Hof und sprach miteinander.
- Es wurde Musik gemacht. Erstaunlich viele Arbeiter spielten ein Instrument: Mandoline, Bandoneum, Akkordeon. Die Liebe zur Musik wurde besonders aus den Balkanländern ins Ruhrgebiet gebracht. „Wir hatten hier viel Jugoslawen. Die waren sehr musikalisch." (Johann Grohnke)
- Man sang und tanzte miteinander.
- Man trieb gemeinsam Sport, vor allem Fußball,
- und spielte Karten und Schach.

Feststellbar ist heute die Tendenz, alle Bereiche des Lebens der Selbsttätigkeit zu entziehen und sie dem Konsum zu übergeben. Wo das gesamte Leben zum Markt wird, muß die Eigentätigkeit in nahezu allen Formen als Konkurrenz zu den Konsumgüterlieferanten erscheinen. Diese selbst treten nur selten mit dem offengelegten Argument ihres Marktanspruchs auf, weil es in der Bevölkerung immer noch breite Restpotentiale an Denken gibt, die sich der totalen Vermarktung entziehen. Ihre Werbestrategie arbeitet vielmehr damit, die Eigentätigkeit als primitiv, unterentwickelt, zur Steinzeit zurückführend und rückschrittlich zu diffamieren.

Die quantitative Teilhabe an den materiellen Reichtümern läßt jedoch keineswegs automatisch Gefühle von Zufriedenheit und Glück aufkommen. Sie scheint vielmehr die Sehn-Sucht nach Neuem, nach Wechsel, nach Aus-Tausch schon in sich zu tragen.

„Der Wohlstand garantiert die Befriedigung unserer Grundbedürfnisse, er ermöglicht sogar Luxus. Diese Entwicklung war gewiß notwendig, doch sie ist nicht hinreichend . . . Der Preis des technischen Fortschritts wird immer höher, die menschliche Substanz gerät immer mehr in den Sog des technischen

Fortschritts ... Die Autonomie, die Möglichkeit und Fähigkeit, *für uns selber zu sorgen*, wird von anonymen Geräten und Apparaten eingeengt und bedroht" (Rudolf Brun, 1978, S. 5).

Selbstversorgung geschieht durch Eigentätigkeit. Durch Eigentätigkeit erlebt sich der Mensch als produktives Wesen. Zu fragen ist: In welchen Formen lassen sich Bereiche der Selbstversorgung in unserer Zeit entwickeln, wenn wir als Gesellschaft überleben wollen?

Muß nicht das Prinzip der Selbstversorgung insoweit als Bestandteil auch der am weitesten entwickelten Gesellschaft gelten, weil nur durch diese – auch partielle – Erfahrung jeder einzelne den Antrieb, die Intelligenz und die Phantasie gewinnt, sich selbst als aktiv produzierendes Wesen zu erleben, das etwas auch als erstes beginnen und notfalls allein durchführen kann?

Zu 2.: *Ein dichtes Netz sozialer Beziehungen*
Die Lebenspraxis der zwanziger Jahre war außerdem in hohem Maße bestimmt durch enge kommunikative Bezüge zwischen den Menschen.

Sie waren in den agrarischen Herkunftsländern Voraussetzung zum Überleben – nicht nur im materiellen Sinne, sondern auch psychologisch. Aus vielerlei von den Verhältnissen vorgegebenen Gründen (weit auseinanderliegende Häuser, mangelnde Zeit) waren sie dort weitgehend auf die Familie beschränkt, die in einem engen Wohn- und Arbeitsverbund offensichtlich alles miteinander teilte. Daß die eingeschränkte Möglichkeit, sich innerhalb dieser Gruppe als individuelle Person von anderen abzugrenzen – neben aller Sicherheit, die sie dem einzelnen gab – auch ein Stück einengend empfunden wurde, wird aus Anton Stoikes Worten deutlich, der das „Reinreden" der Familienmitglieder z.T. negativ empfand und offensichtlich mehr Autonomie wünschte.

Zu beobachten ist aber, daß das Bedürfnis nach intensiven Kontakten zu anderen Menschen auch unter veränderten äußeren Bedingungen in den zwanziger Jahren erhalten blieb. Durch andere Lebens- und Arbeitsbedingungen als in den Herkunftsländern erhielten diese Kontakte allerdings eine andere Qualität.

Die Familie blieb wichtig. Das erwies sich besonders an den Gewohnheiten des Miteinanderlebens und -wohnens. Die *Wohnküche* war der zentrale Treffpunkt der Familie. Es gab keinen Rückzugsort für einzelne Familienmitglieder. Die Schlafzimmer, die es hätten sein können, wurden nur zum Schlafen benutzt.

Da aus Platzgründen in den meist großen Familien niemand über ein eigenes Bett verfügte, war das Schlafen selbst eine Angelegenheit, bei der die Familienmitglieder sich auch körperlich auf eine selbstverständliche Weise nahe waren. Das schuf besonders für kleine Kinder (das Jüngste schlief in der Regel im elterlichen Bett) ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit und legte über diese elementaren Vorgänge das Gefühl, Mitglied einer Gruppe zu sein, von früh auf. Auch größere Geschwister schliefen in einem Bett. „Das Schlafen war kein Problem", sagt Jan Kryniwicki lapidar.

Als zu eng wurde das Zusammenleben in der Familie offensichtlich nicht empfunden. Von entscheidender Bedeutung scheint in diesem Zusammenhang zu sein, daß die Familie trotz der dichten Kontakte nicht ein zurückgezogenes Innenleben als Kleinfamilie führte. Die Öffnung geschah

● in Richtung *Großfamilie* durch die Einbeziehung der *Verwandten.* Karl Andress schildert, welche Bedeutung seine Großmutter, die immer bereit war zu geben, für seine Kindheit hatte.

● Die Familie war aber auch gegenüber der *Nachbarschaft* nicht so abgegrenzt, daß sich Privatheit (in der Familie) und Öffentlichkeit (über sie hinausgehend) als entgegengesetzte Pole gegenüberstanden. Das viele Miteinander-Umgehen ließ eine Abschottung im Privatbereich offensichtlich gar nicht erst aufkommen.

„Einer wußte immer was zu erzählen – da hörten wir uns das an. Wir unterhielten uns darüber: wie hat's dir gefallen bei der Arbeit und sonst noch was."

In hohem Maße wurden Erlebnisse ausgetauscht. Dadurch war es möglich, die Reaktionen der anderen in die eigene Verarbeitung mit einzubeziehen. Eigene Deutungsmuster wurden entweder bestärkt oder relativiert. Erfahrung war immer mit Austausch und Beziehung zu anderen Menschen verbunden. Den häufigen Gesprächen kommen mehrere Funktionen zu:

● *Individuelle Erlebnisse* konnten zu wirklichen *Erfahrungen* werden, da das Sprechen darüber immer schon ein Vorrücken ins Bewußtsein voraussetzt.

● Erfahrungen konnten zu *kollektiven Erfahrungen* werden, da der Vergleich mit denen des Nachbarn immer wieder auf die konkret bestehenden Verhältnisse zurückführte. Individuelle Deutungsmuster vom eigenen Versagen, wie man sie heute beispielsweise nicht selten bei Arbeitslosen antrifft, wurden auf diese Weise schon im Ansatz korrigiert. Gruppen- und klassenspezifische Erklärungsmuster hatten eine höhere Chance.

● Die häufigen Gespräche hatten noch eine andere Folge. Da man viel

über den anderen wußte, ihn gut kannte, wußte man auch, wann es ihm schlecht ging. „Da kannte jeder den anderen. Und man hat sich *gegenseitig geholfen.* Da packte jeder an, einer half dem anderen."

Und: „Jeder nahm *Anteil* am anderen. Wenn jemand starb, trauerte nicht nur die Familie, da trauerte die Straße mit. Ich denk an den alten Meyer, der Heiligabend starb, da war in der ganzen Siedlung die Stimmung gedämpft." (Karl Andress)

Durch das Sich-Einstellen auf andere lernte man von Kindheit an die Fähigkeit, am Schicksal anderer Menschen teilzunehmen, sich mit ihnen zu identifizieren.

Heute stehen wir an einem Punkt, wo die Menschen durch das Übermächtigwerden anonymer Strukturen immer seltener persönliche Beziehungen als glückliche Beziehungen erfahren können. Die Tendenz besteht, sie auf das Privatleben einzugrenzen, dieses mit überzogenen Erwartungen hoffnungslos zu überfordern und alle emotionalen Wünsche von anderen Bereichen (z.B. dem Bereich der Arbeit) abzuziehen.

Hans-Eckehardt Bahr macht darauf aufmerksam, daß die Sensibilität dafür wächst, daß der Mensch sich dann am ehesten als glücklich empfindet, wenn er als ganzer Mensch gefordert wird, sowohl in Liebes- wie in Arbeitsbeziehungen: als ganzer Mensch, d.h. nicht eingeengt auf bestimmte Funktionen, nicht instrumentell einsetzbar, sondern expressiv, und das bedeutet eben auch mit seinen emotionalen Anteilen.

„Die Menschen wollen im Netz sozialer Beziehungen integriert sein. Mit den alternativen Lebensformen wird versucht, dies wieder zu erreichen. Die alternative Lebensweise spricht die Menschen ganzheitlich an, sowohl im Denken und Fühlen wie im Handeln" (Hans-Eckehardt Bahr, 1978, S. 9).

Zu *3.: Komplexität in Arbeits- und Lebensbereichen*

Wenn die Abwanderung aus der Landwirtschaft von den Beteiligten positiv eingeschätzt wird (Anton Stoike), muß man sich dennoch fragen, *ob bestimmte Momente dieser wenig spezialisierten Tätigkeit nicht vielleicht in einer weiter entwickelten Ebene der Gesellschaft – in veränderter Weise – aufbewahrt sein müssen, wenn Entwicklung den Anspruch auf Fortschritt, d.h. auf wirkliche Lebensverbesserung erheben will.*

Die Arbeit im Bergbau zeigt, daß die Selbständigkeit des einzelnen Bergmanns oder auch einer Gruppe von Arbeitern vor Ort darauf basiert, daß er ein breites Spektrum an Fachkenntnissen hat, das er flexibel einsetzen kann.

Die Arbeitsteiligkeit hat heute einen außerordentlich hohen Grad erreicht. Aber eine zu weitgehende Spezialisierung hat dahin geführt, daß wichtige Lebenserfahrungen (einschließlich Arbeitserfahrungen) nicht mehr gemacht werden können. *Der Gewinn, der durch Arbeitsteilung zweifellos erzielt werden konnte, kehrt sich jenseits bestimmter Grade gegen die Ziele, die angestrebt werden,* nämlich eine menschliche Komplexität auf höherer Ebene gewinnen zu können.

An vielen Stellen der Gesellschaft werden Produktionen rationalisiert und dadurch verbilligt. Wer sie kauft, spart eigene Arbeit und gewinnt Zeit für Entwicklungen in einem selbst gewählten Bereich. Aber: *Was nutzt die Zeit zum Lesen von Literatur, wenn der Leser aufgrund seiner Arbeits-, Wohn- und Lebensverhältnisse die in der Literatur gespiegelten Verhältnisse und Erfahrungen nicht einmal ansatzweise in der Realität erleben kann?* Und wie verändert diese Tatsache die Nachfrage nach Literatur und letztendlich auch noch die Literaten?

In alternativen Gruppen und bei vielen einzelnen, besonders bei Jugendlichen, findet man zunehmend Ansätze, die Arbeitsteiligkeit aufzugeben und vieles zu wiederholen, was den geschilderten historischen Erfahrungen entspricht (Weben, Stricken, Brotbacken usw.).

Aus der Vergangenheit lernen heißt: ihre Nachteile zu überwinden, ihre Vorteile nicht „wegzuwerfen", d.h. auch der Vergangenheit gegenüber kein Wegwerfverhalten zu entwickeln, sondern ihre Erfahrungen und Ergebnisse zu nutzen.

Die Massenorganisationen wie Gewerkschaften und Parteien haben – außer in Festreden und mit gelegentlichen Ausnahmen – bislang wenig zu dieser Entwicklung einer Syntheseform herausgefordert. Im Gegenteil. Die Entlastungen und erweiterten Lebensmöglichkeiten beschränken sich weitgehend auf die Konsumebene. Wichtigste Bereiche, wie z.B. Wohnen, Kindererziehung, Alter, Krankheit, werden auf ein Minimum an Bedürfniserfüllung verkürzt. Die Gettos Hochhaus, Kinderspielplatz, Altersheim und Krankenhaus sind für sich sprechende Symbolformen. Diese Entwicklungen haben die Massenorganisationen teilweise durch eigene unternehmerische Tätigkeit (Neue Heimat, Kommunale Altersheime und Krankenanstalten) wie auch durch politische Zielsetzungen gelenkt.

Wie kommen wir vom „Fortschritt als Reduktion" zum „Fortschritt als entwickelte Komplexität"?

Bezeichnenderweise sind es Fragen, die in die *Zukunft* weisen, die sich beim

Zuhören der Lebenserinnerungen alter Leute aufdrängen, Fragen, in denen es darum geht

- Geschichte als Herausforderung zu verstehen,
- die Erfahrungen anderer Menschen zu nutzen,
- das große Potential bereits vollzogener Lernprozesse als eigene Lernmöglichkeiten zu verstehen,
- sich selbst und seine Zeit nicht losgelöst zu sehen von den Erfahrungszusammenhängen anderer Menschen und anderer Zeiten.

Wie kann in unserer Gesellschaft, die die Lebensverhältnisse von 1920 weder rekonstruieren kann noch will, dennoch aus der Geschichte gelernt werden?

Eine Gesellschaft kann sich nur weiterentwickeln, wenn sie nicht verliert, was sie bereits an Möglichkeiten hat.

Literatur

H. E. Bahr u. R. Gronemeyer (Hg.), Anders leben – überleben. Frankfurt a.M. 1978

Rudolf Brun. In: Die tägliche Revolution. Frankfurt 1978

Roland Günter u.a., Eisenheim. Die Erfahrung einer Arbeiterkolonie. In: Lutz Niethammer (Hg.), Wohnen im Wandel. Wuppertal 1979

Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History". Frankfurt a.M. 1980

Lothar Steinbach, Lebenslange Sozialisation und erinnerte Geschichte. In: Lutz Niethammer (Hg.), s.o.